

# Illustrirte Frauen-Zeitung

Best 16, I. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50), mit Postverandte fl. 1.60.

Berlin und Wien, 15. August 1899.

Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50), mit Postverandte fl. 1.60.

XXVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Siebe.

Novelle von Luise Westkirch.

(Fortsetzung.)

**B**uschwender war unterdessen raschen Schrittes in einer, der ihrigen entgegengesetzten Richtung gewandert. In dem Einen hatte die Rathel recht, er verspätete sich nicht gern.

Nach dem Tode seiner Eltern war er mit seiner um zehn Jahre jüngeren Schwester allein geblieben. Er hatte dem Kinde Vater und Mutter ersetzt. Anfangs freilich war es ihm schwer gefallen, auf den fröhlichen Wirthshausverkehr mit den Kameraden, die Vergnügungen der jungen Leute seines Alters zu verzichten, um Kinder mädchen am Bett der kleinen Waise zu spielen. Er hatte es doch nicht übers Herz bringen können, das Kind von sich zu geben. Allmählich gewöhnte er sich an das Ausharren in dem Heim, das ihre leidenschaftliche Zuneigung, ihre schelmische Grazie ihm lieb machten. Unbewußt begann er den Lohn seines Opfers zu pflüden. Die am Bett des Kindes verlebten Abende gewährten ihm Zeit, zu lesen und allerlei nützliche Kenntnisse zu erwerben. Wenn die Kameraden nach durchtanzten oder durchzechten Nächten mit wüstem Kopf zur Arbeit antraten, fühlte er sich leistungsfähig und frisch. So stieg er über andere empor. Der Sohn einfacher Fabrik-Arbeiter, nahm er jetzt schon einen Vertrauensposten im Sortirraum der Spinnerei ein. Er wußte, daß er spätestens in einem Jahr Werkmeister sein würde. Bei seiner umfassenden Warenkenntniß mußte er noch weiter steigen. Die Schwester, der er indirect sein Emporkommen verdankte, in die Fabrik zu schicken, dazu konnte er sich nicht entschließen; sie war zu schön, zu zart. Als sie eingeseget wurde, stand er sich schon gut. So ließ er sie das Putzmachen lernen, und nun arbeitete sie seit einem Jahr in einem angesehenen Modegeschäft und verdiente ihr Brod. Die Geschwister konnten sich einige Behaglichkeit gönnen. Sie bewohnten eine nette kleine Wohnung: Küche, Stube und zwei Kammern, nicht weit vom Holz, in dem sie sich an schönen Sommerabenden oft nach des Tages Arbeit erfrischten.

Als Heinrich Buschwender an diesem Abend heimkehrte, wunderte er sich nicht, die Wohnung leer zu finden. Die beginnende Herbst-Saison mit ihrer jähen Arbeitsfülle machte häufig Ueberstunden nöthig. Er deckte ein Tuch über den braun gestrichenen Küchentisch, legte Bedeckung auf und nahm Brod, Butter, Wurst und zwei Flaschen Bier aus dem Schrank. Dann ging er in die Kammer, um sich gründlich zu waschen und zu kämmen.

Als er wieder in die Küche trat, ein entschieden gut aussehender Bursch, dem die Behutsamkeit und Ruhe seiner Bewegungen einen Anstrich von Vornehmheit gaben, kam Mathilde Buschwender eilig zur Thür herein.

„Guten Abend, Tilli.“

„Guten Abend, Heini.“ Sie hastete durch die Küche in die Stube.

„Bist ja ganz außer Athem, Kleines!“

„Bin so rasch gelaufen.“

„Biel zu thun, was?“

„Eine Unmenge, Heini. Eigentlich sollt' ich noch bleiben. Aber weil ich weiß, daß Du's nicht magst, wenn ich spät komme —“ Sie bastelte an ihrem Schleier.

„Nein, es muß alles seine Zeit haben, Tilli, Arbeit und Ruh. Wer zu lange arbeitet, arbeitet schlecht. Dein Chef gewinnt nicht bei den vielen Ueberstunden, und Du auch nicht. — Soll ich Licht machen?“

„Wenn Du meinst —“ Sie lief in die Kammer. „Du bist wohl hungrig? Ich nur! Ich komme gleich wieder.“



Das Elefanten-Chor  
des Zoologischen Gartens in Berlin.



Das Stelzvogel-Haus des  
Zoologischen Gartens in Berlin.

Sie kam nicht gleich wieder. Aber er hatte noch nicht begonnen. Er hatte auch nicht gemerkt, daß sie fortblieb. Er saß vor dem gedeckten Tisch und starrte in die brennende Lampe. Der Born war ihm wiedergekommen in dem gemüthlichen Raum, vor dem behaglich bereiteten Mahl, der Born über einen Wildling, der das warme, weiche Nest verschmähte, in das er ihn betten wollte.

— „Heini!“

Er wandte den Kopf. Es lag in diesem Augenblick weder Weichheit noch Sanftmuth in seinen Zügen.

Tilli zuckte zusammen, setzte sich schweigend ihm gegenüber und aß mit niedergeschlagenen Augen. Ab und zu sah sie verstohlen zu dem Bruder auf. Eine große Furcht wuchs und wuchs in ihr in dem lastenden Schweigen.

„Heini, — bist Du — bist Du mir böös?“

„Warum soll ich Dir denn böös sein?“

„Ich weiß nicht, — Du denkst vielleicht — — Es ist gewiß nichts, — Du bist so — so sonderbar.“

„Müd', abgspannt.“ Er fuhr sich mit der Hand über das kurzgeschorene Flachshaar.

Aber die Augen der Schwester blieben auf ihn gefest, der Blick war ihm peinlich. Er wurde roth, stand auf und ging durch die Küche hin und her, her und hin. Dabei sprach er.

„— Und dann hab' ich Sorgen. Ja, Sorgen. Ich will's garnicht verreden. So ein junges Ding, eine Göhre geradegu! weiß nichts von der Welt. Und die Menschen sind schlecht. Je feiner der Noth, desto größer oft das Gewissen. Eine Dummheit, eine einzige Dumm-

heit! und das Leben ist verdorben. Aber wenn ich den Halkunten hier erwische, — wenn ich ihn erwische! — todt schlag' ich den Hund! mag er hundertmal der Nefse meines Chefs sein!" —

„Heini!“

Es war ein Aufschrei, dessen Wildheit ihn aufschreckte aus seinem Nachtraum. Tilli war aufgesprungen und hatte die Arme um seinen Hals geschlungen.

„Heini! was redest Du nur?“

Ganz blaß war das geliebte Gesicht vor seinen Augen.

„Ja so! Ja so.“ Er strich mit großer Zartheit über ihren blonden Scheitel.

„Schwesterchen! Schwesterchen! Nicht wahr? Du bleibst mir? Wir bleiben zusammen. Du bist verständig und lieb. Du wirst mir nie Kummer machen, nie Schande, Schwesterchen, niemals —“

Sie schluchzte fassunglos.

„Ja, was hast Du denn? — Tilli!“

„Nichts, nichts,“ betheuerte sie rasch. „Es ist gewiß nichts. Du hast mich nur so furchtbar erschreckt.“

„Hab' ich das?“

Er ließ sie los und ging noch einmal durch den Raum. Das Geständniß wurde ihm nicht leicht. Er sah doch, daß er anders nicht vorwärts kam.

„Tilli, — in unserer Fabrik ist ein Mädchen —“

Ihre Thränen versiegt ganz jäh. Das war's? Das? — O, nur das!

Er fuhr fort. „Eine Fremde, eine Ausländische. Sie, — ich fürchte, sie hat nicht die rechte Gesellschaft, die rechte Anleitung.“ —

Tilli konnte wieder lächeln. Sie kam zu dem Bruder, sie nahm seine Hand. Klug und liebevoll sah sie ihm in die Augen, fast mütterlich.

„Schau, schau, mein großer Bruder. Ist's einmal Ernst?“

Er stotterte, er verwirrte sich. „Ein Kind, verstehst Du? ein richtiges Kind, mit einem Gemüth zwar, einem Verstand! — Was aus der werden könnte, wenn — Du begreifst schon. Das geht mir immer nach, wenn so Eine verwildert. Denn sie ist — sie ist — wie soll ich nur sagen?“ —

Tilli lächelte. „Sag' einfach: meine künftige Schwägerin.“

Er wurde sehr roth. „Ich weiß nicht. — Würde Dir's leid sein? Aber am Ende, Tilli, Du bist klug. Ewig wirst Du mir auch nicht im Rest sitzen.“ Er legte den Arm um sie. „Schöne Jahre waren's, Du und ich mit einander, nicht wahr? schöne Jahre, aber, indessen —“

„O, Du Duffel!“ rief sie. „Leid? Ganz unbändig freuen thut's mich.“

An ihn geschmiegt, ging sie in der Küche mit ihm auf und nieder. Ihre großen Augen leuchteten ihn an.

„Und die schlechteste Creatur unter der Sonne war' ich, wenn ich was anderes thäte als mich freuen. O Du! — Du! Heute kann ich Dir's einmal sagen. Was war' ich ohne Dich? — Hast Du nicht Deine ganzen jungen Jahre dran gewandt, mich dummes Gohr groß zu ziehen? Mit so viel Geschick, so viel Geduld! Eine Mutter hätt's nicht besser gekonnt! — Laß mich reden! Wenn ich Dir's nie besonders gezeigt hab', fühlen thut' ich's drum recht gut, was das heißt, was Du für mich gethan hast, und daß das keine Kleinigkeit für einen jungen Burschen war. Ich bin nicht undankbar, Heinrich! nicht! gewiß, gewiß nicht undankbar!“

Wieder brach sie in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

„Kind! — Wer denkt denn auch an so etwas? — Kind!“

Mit dem Handrücken wischte sie sich die Thränen vom Gesicht, gewaltsam sich fassend.

„Glücklich mußt Du werden! glücklich! glücklich! — Sonst gäb's keine Gerechtigkeit in der Welt. Und dafür will ich aufpassen. Ich will sie kennen lernen, die Du meinst, genau! O, unsereins versteht sich besser auf echt und unecht, als Ihr Männer.“

Er stand und schüttelte den Kopf. „Wie bist Du nur heute Abend? so wild! so unstät! So weit ist's doch noch gar nicht. Du brauchst nicht zu weinen. Ich — ich weiß längst nicht, ob sie mich überhaupt mag.“

„Dich nicht mögen! So ein Mädchen giebt's nicht! Du hast nur nie das richtige Zutrauen zu Dir.“

„Nein, nein,“ wehrte er. „Nicht den Baum schütteln, ehe die Früchte reif sind. Alles, was ich vorerst möchte, ist, daß das arme Ding einen Anhalt fände, — außerhalb der Fabrik, daß Du Dich ein bißchen ihrer annähmest, Tilli, — und — und — ich bin nicht geschickt in solchen Sachen, — daß Du es auf eine feine Art anfängest, mit ihr bekannt zu werden.“

„Ja, ja,“ versprach sie, „ich werd's machen. Denk nur nicht, daß ich Dir irgend ein Glück nicht gönne.“

Sie war zum Tisch zurückgetreten, nun ganz ruhig und gefaßt. Er mußte sich neben sie setzen und von

der Kathrin Weidinger erzählen. Klug und sachgemäß stellte sie ihre Fragen, eine wohlthuend milde Richterinn auch der ledigen Züge, die er nicht verhehlen konnte. Und was das Kennenlernen anlangte, — nichts einfacher als das! War der Sonntag nicht nahe? Zogen an Sonntag-Nachmittagen nicht immer Scharen der Ritter'schen Spinner und Spinnerinnen hinaus in eine der Waldwirthschaften, unter grüne Bäume, in frische Luft? Ohne Zweifel doch unter ihnen auch Kathrin Weidinger, die vom Land her war.

Ja, Buschwender erinnerte sich. Die Kathrin zog am Sonntag hinaus, aber leider in einem Schwarm von Burschen und Dirnen, und der Ausgelassensten eine war sie sicherlich.

Um so besser! Gerade in einer Menge vermittelte die Bekanntschaft sich am leichtesten und unauffälligsten. Der Bruder sollte einfach auskundtschaften, in welche Wirthschaft sein Mädchen zog. Dann lehrte er auch dort ein, von ungefähr. Tilli würde dabei sein. Die Geschwister gingen ja immer am Sonntag mit einander aus. Er sprach die Kameradin an, stellte sie Tilli vor. Bis ins einzelne wurde der Plan von den Geschwistern besprochen.

Heinrich Buschwender war in glücklichster Erregung. Wie wollte er es seiner kleinen Schwester vergessen, wie lieb sie sein unbequemes Geständniß aufgenommen hatte. Halb unbewußt hatte er sich davor gefürchtet, ja, richtig gefürchtet! Wie alle rücksichtsvoll und zart empfindenden Menschen, lebte er in einer gewissen Abhängigkeit von denen, die er liebte. Und die kleine Schwester führte mitunter ein recht eigenwillig Regiment. Er hatte sie verzogen von Kind auf. Er liebte sie nur mehr um jedes Opfer, das er ihr brachte, die einzige auf der Welt, die zu ihm gehörte. Er war stolz auf ihre Schönheit, ihre Geschicklichkeit, ihre Sittsamkeit. Und er fürchtete ihr Angestüm, die Eifersucht ihrer schwesterlichen Zuneigung. Auch war es immer sein Plan gewesen, sie zu verheirathen, ehe er daran dachte, selbst einen Hausstand zu gründen. Aber nun fuhr Kathrin wie ein wilder Komet durch den schön abgezirkelten Kreis seiner Lebensbahn und riß ihn nach mit Uebergewalt ins Grenzenlose. Er konnte nicht widerstehen. Wenn sie ihn anblitzte mit ihren großen Augen, deren Farbe ihn an die Gelbweigelein im Frühling gemahnte, dann mußte er sogar thun, was seiner Natur widerstrebte, alte Bande zerreißen, dem Widerspruch derer, die er liebte, trotzen. Er mußte es thun. Aber gar nicht wohl war ihm bei der Aussicht. Darum rechnete er es der Schwester hoch an, daß sie ihm das Leid des für ihn sehr schweren Kampfes ersparte.

„Du wirst eine Schwester an ihr haben, Tilli,“ versicherte er warm, „eine richtige Schwester. Denn gut ist sie, — gut! — Sieh, das sieht man, das fühlt man, das gehört zu ihr wie das Athmen, das geht von ihr aus wie der Schein von der Lampe da. Ich kann's nicht beschreiben, aber man weiß es, man fragt garnicht erst. Und daß Du mir glaubst, sieh, nicht bloß die Kameradinnen sind toll in das Mädels, auch die Kameradinnen haben sie gern, alle durch die Bank. Was das heißen will, weiß ich, bei so 'nem Affenest voll Bosheit und Mißgünstigkeit.“

„Ich werd' sie lieb haben, gewiß,“ versicherte Tilli. „Darauf wirst Du Dich schon verstehen.“

Die Geschwister gingen in ihre Kammern. Lange schliefen beide nicht, lagen in wachen Träumen. Aber Tilli träumte nicht von der neuen Schwägerin.

Als die Frühstückspause die Arbeiter der Spinnerei durcheinander wirbelte, strich Buschwender durch den Hof, in dem er Kathrin Weidinger wußte. Ihre Brodschnitte in der Hand, stand sie in einem Kreis von Männern und Weibern. Claß Schreiber, der Eulenspiegel des Betriebs, hatte seine gute Laune. Das gab immer großen Spaß. Mit seiner Dummen-Augustiniene trug er Scherze vor, die er am Abend zuvor auf einer Specialitäten-Bühne gehört hatte, und die am lautesten lachte, war Kathrin. Buschwender gab's einen Stich durch's Herz.

Mit tollpatschiger Grazie einen Frauenrock schürzend, den er nicht trug, trippelnd und tänzelnd, sang Claß ein blödsinniges Couplet, brach jäh ab, und die Lachenden betrachtend, sagte er mit drolliger Melancholie:

„Ja, dat macht ji Kunden nu Spaß.“

„Das muß kohlilig sein, so ein Theater,“ meinte Kathrin.

„Schaffen Sie Sich einen Schatz an,“ rieth Schreiber.

„Der führt Sie hin.“

Aber Kathrin versicherte, das brauche es nicht, die Männer spielten ihr auch ohne Eintrittsgeld genug die Narren vor.

„So? Löw, lachen Sie man über uns, bis einer Sie beim Wickel hat.“

„Dazu thät' ich auch noch ein Wort mitreden, geliebte!“

„U dshi! Eins? — Einen ganzen Sad voll einen Möbelwagen voll Worte. Hilft aber alles nicht.“ Er betrachtete sie mit komischer Wehmuth. „Mädchen! — Du kannst mich leid thun. Bekehr' Du bei Zeiten. Die Hühner, die zu laut gackern, bei der Fuchs.“

„Wenn der Fuchs ausschaut wie Sie, könnt' ein freilich bang werden.“

Sie blieb keine Antwort schuldig, das lustige Wort gefecht ging weiter zum Ergözen der Anstehenden.

„Wat denn? Bin ich Ihnen nicht hübsch genug? Un ich hab' mich immer für so'n hübschen Kerl gehalten.“ Er stellte sich in Positur und zupfte seinen Hemdkragen zurecht. „Mit uns beiden is das also nicht?“

„Könn' höchstens am Aschermittwoch sein.“

„Dann möcht' ich bloß wissen, wie einer ausschauen müßt, um Ihnen zu gefallen?“

In diesem Augenblick drückte Anna, die die Ausgelassenheit der jungen Kameradin ungern sah, ihren Arm und flüsterte: „Paß Achtung! Buschwender hat Dich was zu.“

Kathrin warf den Kopf zurück. War der schon wieder in ihrer Nähe nach der gestrigen Zurückweisung? Nun erst recht!

Wie der ausschauen müßt? — Sie hatte nie darüber nachgedacht. Hätte ein bestimmtes Bild in ihrer Phantasie gelebt, sie würde es diesen nicht verrathen haben. Sie dachte auf eine Schelmerei. Als sie nachsinnend die Blicke schweifen ließ, trafen sie auf Casar Ritter, der in die Thür des Comptoirs getreten war. „Was Du,“ dachte sie. „Du und der andere!“

„Wie der ausschauen müßt? — Ja, halt mit zu groß und nit zu klein, nit zu geschickt und nit zu dumm, so recht mittelmäßig. Un im Aug' ein Stück Fensterglas; auf'm Taschentuch ein halb Ohm Parfüm und in der Westentasch' ein groß' Portemonnaie mit gehörig Geld drin.“

Sie sah steif auf Casar Ritter. Der wurde roth, genierte sich und trat zurück.

„Schämst Dich nicht?“ schalt leise Anna.

Aber Kathrin frohlockte: „Jetzt wird er mich wohl in Ruh lassen, der Fray!“

In diesem Augenblick kam Doris aus dem Eßsal und rief: „Wer geht morgen mit nach Tegtmeyer? Da is Musik un kost't kein Eintrittsgeld!“

„Ich geh' mit, aber gewiß,“ versprach Kathrin. „Gelt, Anna, wir sind dabei.“

Der Plan wurde berathen, die Stimmen schrillen durcheinander. Anna sah sich nach Buschwender um. Aber der war weg. Er wußte nun wenigstens, wo er sein Mädchen suchen sollte. —

(Fortsetzung folgt.)

Kochdruck verboten.

## Goethe als hilfreicher Menschenfreund.

Ein Gedenkblatt zur 150. Wiederkehr seines Geburtstages.

Von A. von Winterfeld.

„Del sei der Mensch, hilfreich und gut.“ Dieses Gebot hat der große Dichter nicht nur gegeben, er hat es auch selbst befolgt und ihm nachgelebt, und zwar nach dem Grundsatze: Laß Deine That nicht wissen, was Deine Linke thut, so daß die rechte nur zufällig und gelegentlich von seinem menschenfreundlichen Wirken Kenntniß erhalten, das ihn noch menschlicher näher bringt.

So erzählt die Malerin Luise Seidler in ihren angelegten Erinnerungen mehrfache Beispiele von Goethe's Menschenfreundlichkeit, die sie auch an sich selbst in nicht geringem Maße erfahren sollte. Einer jener Familien angehörig und der Dichter von Jugend auf bekannt, hatte sie sich seines Wohlwollens vielfach zu erfreuen. Als sie sich in Dresden zur Malerin ausbildete und sich dort in einer keineswegs angenehmen Lage befand, war es Goethe, der während seines Aufenthalts in Dresden im Jahre 1810 sich ihrer in jeder Weise annahm. Ihr Lebensmuth und Lebensfreudigkeit zurückgab und ihre künstlerische und gesellschaftliche Stellung erhobte und befestigte. Er selbst schreibt darüber in einem Briefe: „Sie wissen noch nicht, wie nahe ich in Dresden mit Goethe bekannt geworden bin, wie er sich meiner annahm, wie er sich mir durch seine Güte durch seine väterliche Sorgfalt und Fürsorge noch täglich werthe machte, wie ich ihn jetzt erst kenne, liebe und verehere. — Was hat mir oft sehr wehe gethan, kein Tag verging, wo man mich nicht durch Worte oder Mienen zu tranken suchte. Goethe er schien mir da als ein rechter Schutzengel und Räder; er über sah mit einem Blick meine Lage. Er war mir ein väterlicher aufmerksamer, gütiger Freund, der mich bei meinen Arbeiten unendlich aufmunterte, mich dreimal selbst besuchte, mich überall mit hinnahm, mich in allem auszeichnete und sich um die anderen kaum kümmerte. Denen, welche mein Unternehmen die heilige Cäcilie von Carlo Dolce zu malen, mit vielen Achselzuden bekräftigt hatten, stopfte er den Mund, indem er meine Arbeit lobte.“

Für den nächsten Winter hatte Goethe seine junge Freundin nach Weimar in sein Haus eingeladen, um sein Bild zu malen. Während der täglichen Sitzungen durfte sie ihm von Dresden und ihren dortigen Freunden und Bekannten erzählen. Dabei gelang es ihr, seine Theilnahme für eine unglückliche Frau

gewinnen, deren Mann, ein Kaufmann, Bankrott gemacht hatte und mit dem Rest des Vermögens seiner Frau nach Amerika entwichen war, sodass sie nun mit ihren zwei kleinen Kindern allein und mittellos in der Welt dastand. Doch war sie voll Energie und Thatkraft. Fünfundsiebzig geliebte Thaler verwendete sie zum Ankauf von Materialien zu Stickerien, deren Muster sie mit künstlerischem Geschick und Geschmack selbst zeichnete. Doch mußte die arme Frau ihre Kräfte fast übermenschlich anstrengen. Da sie keine Wärterin für ihre Kinder halten konnte, mußte sie diese selbst besorgen und beaufsichtigen. Das eine war an ihrem Arbeitsstuhl festgebunden, während das andere auf dem Boden spielte. Dabei verkürzte sich die Mutter den Schlaf, um bei Nacht die notwendigen häuslichen Geschäfte, das Waschen, Stubenreinigen u. s. w. zu besorgen.

Als Luise Seidler Goethe von dieser Dulderin erzählte, wurde sein großes Herz zum wärmsten Mitleid bewegt, und unverzüglich sann er auf werththätige Hülfe. Er trug Luise auf, die unglückliche Frau zu veranlassen, ihr eine Anzahl ihrer Stickerien nach Weimar zu schicken. Dies geschah bald. Nun veranstaltete Goethe in seinem Hause eine Matinee für die erste Gesellschaft der Residenz. Die Stickerien mit daran gesetzten Preisen waren ausgesetzt. Er erzählte die traurige Geschichte der Frau und bat die Anwesenden, größtentheils Damen, sich an einem guten Werke zu betheiligen, indem sie von den ausgelegten Sachen kauften. Wer hätte einem Goethe etwas abschlagen mögen! Der Erlös war daher sehr reichlich, Goethe hatte für fünfundsiebzig Thaler und vier Silbergroschen Stickerien verkauft, während er für den Rest der Arbeiten billiger Preise zu stellen bat, um sie auch noch absetzen zu können.

Unter das von fremder Hand entworfene Verzeichniß hatte Goethe noch selbst geschrieben: „Durch Vorstehendes erfahren Sie, liebste Luise, wie es mit den Dresdener Waaren gegangen. Wenn Sie denken, so könnte man der armen Frau einstweilen das eingegangene Geld in Dresden anweisen. Wie heißt die Dame und wo wohnt sie?“

Mögen Sie Beiliegendes (es war eine der von ihm angekauften Stickerien) als einen kleinen Weihnachts vom Freunde freundlich annehmen und ihm bis zu einem frohen Wiedersehen Ihre holden Gefinnungen bezeichnen.

Weimar, den 28. December 1810.

Nachdem die Preise der unverkauft gebliebenen Stickerien ermäßigt worden waren, hat Goethe sie auch noch unterzubringen verstanden.

Noch über ein anderes Beispiel von Goethe's Hülfsbereitschaft, das uns einen tiefen Blick in sein menschenfreundliches Herz thun läßt, berichtet Luise Seidler.

Sie hatte ihm die bedrängte Lage, in die der Maler Kersting in Dresden, ein ebenso vortrefflicher Künstler wie Mensch, ohne eigenes Verschulden gerathen war, in einem Briefe geschildert, in welchem sie zugleich auch ihre Bewunderung über Fouquet's „Urbine“ sehr lebhaften Ausdruck gegeben.

Darauf waren auf Goethe's Wunsch einige Bilder Kersting's nach Weimar zur Ansicht gefandt worden, hatten aber keine Abnehmer gefunden, mit Ausnahme der „Stickerin“, zu der Luise selbst geiffen hatte, und welches Bild, auf Goethe's Veranlassung, der Großherzog Karl August für sich erwarb.

Doch daran ließ sich der hülfsbereite Dichter nicht genügen, er ermann, um den bedrängten Maler erfolgreicher unterstützen zu können, den Plan zu einer Lotterie seiner Gemälde, worüber er sich in einem scherzhaften Briefe an Luise folgendermaßen ausdrückte:

„Sie erhalten hierbei, meine liebe und artige Freundin, Ihr Subscriptions-Verzeichniß zurück. Die von den Käufern verlangten oder ihnen zufällig zugetheilten Loose finden Sie an der Seite nach den Nummern notirt. Auch folgen die Bilette, und damit ja kein Irrthum entstehe, so sind die Namen auf der Rückseite bemerkt. Es sind ihrer 44. Kassiren Sie das Geld ein; das Loos zu 3 Kopfstück. Wir haben 114 bestimmt.

Das wäre nun alles recht gut und schön, wenn ich nicht abdote, daß in diese Loose, die ich Ihnen schicke, der Gewinn schon hinein gezaubert sei. Dies will ich aber nicht laut sagen, sonst discreditire ich die übrigen und wir finden keine Abnehmer. Eigentlich ist mir diese Vermuthung daher gekommen, weil man mir nicht genug erzählen kann, was die Lindinen und Meersträulein in Jena für Spul treiben. Knebel spricht entzündt von den tausend und abertausend Wellen, auf welchen jene wandelbaren Geisterchen im Mondschein herumgaulen und bis an seinen Gartenzaun plätschern und schwäzen. Sie sollen, sagt man, alt und jung verführen und das treulosste Geschlecht in der Faubervelt sein.

Leider werde ich sie in ihrer Glorie nicht mehr sehen, aber wenn sie sich in ihre Grenzen zurückgezogen haben, sind sie nur desto gefährlicher, und vor dem bekannten Gesang:

„In meinem Schloßchen ist's gar fein,  
Komm Ritter, komm zu mir herein!“

(Anspielung auf die Amtswohnung von Luffsens Eltern im Schloße in Jena) wolle sich wenige in Acht zu nehmen. Dem sei nun, wie ihm wolle, so kann ich die Ufer der Saale nicht ganz vermeiden. Bis ich Sie dabeilist wieder sehe, leben Sie recht wohl! Gedenken Sie mein und grüßen Sie Winchen (Derzlieb). Ich habe immer geglaubt, dieses Weibchen gehöre einem treueren Element an. Doch soll man sich überhaupt einem Element zuwenden, mit der ganzen Sippchaft zu scherzen. Nochmals das schönste Lebenswohl!

Weimar, den 24. Februar 1813.

Goethe.

An Demoiselle  
Luise Undine Seidler

Jena.

Luise hielt den Erfolg einer Sache, die Goethe in die Hand genommen, für so vollständig gesichert, daß sie an die Schwierigkeit, so viele Loose unterzubringen, nicht dachte und in ihrer Freude an Kersting schrieb und ihm sein Glück verkündete. Nun fand es sich aber, daß das Unternehmen schwieriger war, als sie anfangs geglaubt, ja beinahe ganz gescheitert wäre.

Inzwischen aber hatte Goethe Luffsens Voreiligkeit erfahren. Aber weit entfernt, der Bekümmerten zu grollen, tröstete er sie durch die folgenden lebenswürdigen Zeilen:

„Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben, heißt die alte Lehre, und Sie haben sich diesmal, meine schlanke Freun-

din, durch Ihre gutmüthige Dienstfertigkeit verführen lassen, denn Kersting eine Sache als fertig anzuziehen, die erst noch im Werden begriffen ist. Indessen will der Himmel, daß hübsche Kinder manchmal einen Fehler begehen, damit sie einsehen, wie werth man gute Freunde halten soll, welche sich alsdann zum Beistand bereit finden lassen. Senden Sie mir vor allen Dingen das Verzeichniß zurück; wir wollen sehen, daß wir die Sache wieder auf ihre Füße stellen. Es ist gut, daß ich noch hier bin; sonst wäre sie wahrscheinlich unwiederbringlich verloren gewesen. Leben Sie recht wohl!“

Weimar, den 2. März 1813.

G.“

Unter Goethe's Leitung kam die Lotterie denn auch noch zu stande. Der Zufall wollte es, daß Luffsens Vater eines der besten Bilder, den sogenannten „eleganten Leser“, einen beim Licht einer argantischen Lampe studierenden jungen Mann, gewann.

Schleunigst theilte Goethe Luise den Glücksfall, durch folgendes Bilet mit:

„Wenn das Gerücht Ihnen, meine schöne und artige Freundin, nicht schon hinterbracht hat, daß sich der „elegante Leser“ nach Jena, und zwar in Ihr Haus sehnte, so erfahren Sie es hierdurch. Möge mit diesem hübschen Lampenschein noch vieles andere Gute und Bergnügliche bei Ihnen einkehren.“

So konnte denn dem Maler Kersting eine sehr erhebliche Summe durch Goethe's thatkräftiges Eingreifen überwiesen werden.

Diese Beispiele von vielen werden genügen, um darzutun, daß der so oft als unnahbar, kalt und abwehrend geschilderte große Dichter, wenn es galt, einem bedrängten Mitmenschen in seiner Noth beizustehen, es sich nicht verdriegen ließ, sich mit den kleinlichsten Details von Geschäften aufs Eingehendste zu befassen, die sonst keinem hohen Geiste sehr fern lagen. Mit vollem Recht gebührt daher Goethe auch der Name eines warmherzigen hülfreichen Menschenfreundes.

**Nachdruck verboten.**

### Alte und neue Feuerzeuge.

Von Dr. Herm. J. Klein.

u den Dingen, die am wenigsten heutzutage beachtet werden, gehört sicherlich das Streichholz. Nach einer statistischen Berechnung ist es wahrscheinlich, daß allein im Deutschen Reiche täglich nicht weniger als eine halbe Million Zündhölzchen nutzlos vergeudet werden, weil eben der Werth jedes einzelnen so ziemlich gleich Null gerechnet wird. Und doch ist dieser unscheinbare Gegenstand eines der wichtigsten Produkte, welche die menschliche Industrie hervorgebracht hat, und sein Besitz schon allein stellt uns hoch über die Kulturvölker des Alterthums. So sehr sind wir an die Benugung des Streichhölzchens gewöhnt, daß wir gar nicht daran denken, mit welchen Unbequemlichkeiten und Umständen unsere Altvordern zu rechnen hatten, wenn sie Feuer anzuzünden mußten.

Wie und auf welche Weise der Mensch überhaupt zuerst Feuer gemacht gelernt hat, ist völlig unbekannt. Nur so viel steht außer Zweifel, daß schon in den allerfrühesten Zeiten, als der Urmenich Höhlen bewohnte und von der Jagd lebte, die Kunst, Feuer anzuzünden, in seinem Besitze war. Denn wir finden in den Höhlen Reste von uralten Feuerstätten, Asche und Kohlen zusammen mit den Knochen heute ausgestorbener Thiere. Dies ist um so merkwürdiger, als die ersten Entdecker der Südsee, Magellan und dessen Nachfolger, auf verschiedenen Inseln Wilde antrafen, die kein Feuer kannten. Wenn man bedenkt, daß diese von dem Verkehr mit allen übrigen Menschen seit undenklichen Zeiten abgeschnittenen Inselbewohner rings um ihre kleinen Korallen-Felsen die unermessliche See hatten, daß dort auch nur selten Gemitter vorzukommen, während deren der Blick gelegentlich einen Baum in Brand setzen könnte, und daß es auf vielen Inseln ebensowenig Vulkane giebt, so wird begreiflich, daß jene Wilden die Kenntniß des Feuers verloren gehen mußte, selbst wenn viele Jahrhunderte früher ihre Vorfahren, als sie auf die Inseln kamen, dasselbe gekannt hätten. Als auf einer der Ladronen-Inseln Magellan die aus kleinen Baumstämmen und Keisern hergerichteten Hütten der Einwohner anzuzünden ließ, um die Wilden wegen ihrer wiederholten Diebstähle zu bestrafen, waren diese, wie Vater Gobian berichtet, über die Flammen aufs Höchste erlaut und hielten dieselben für holzfressende Thiere. Mehrere der Insulaner kamen herbei, um die Thiere zu verzagen, stoben aber erschreckt wieder, als sie ihre Hände an den Flammen verbrannten. Man hat den Bericht des Vater Gobian verdächtigt, aber der berühmte englische Forscher Sir John Lubbock führt noch andere Berichte an, aus denen sich ergibt, daß einzelne wilde Stämme in der That das Feuer nicht kannten. Andererseits wissen wir aber auch, daß verschiedene unkultivierte Völkern durch Reiben von trocknen Hölzern aneinander Feuer zu machen verstanden.

Wir haben schon auf der Schulbank davon gehört, aber daß einer unserer Knaben jemals dazu gekommen wäre, auf diese Weise auch einmal Feuer zu machen, ist noch nicht dagewesen. Man muß Mark Twain's humorvolle Schilderung lesen, um inne zu werden, daß ein Europäer durch Reiben von Hölzern aneinander in alle Ewigkeit keine Flamme hervorrufen wird, und so könnte man getrost dem großen Humoristen beipflichten, wenn derselbe diese ganze Methode der Feuerzeugung für ein albernes Märchen erklärt. Dennoch aber ist sie sowohl auf einigen Inseln der Südsee in Gebrauch gewesen als auch heute noch bei den Botofuden etwas alltägliches.

Der Prinz Max von Weib, dessen Forschungsreisen in Südamerika für die Wissenschaft so bedeutungsvoll sind, erzählt nach eigenem Augenschein, wie die Botofuden Feuer machen.

„Sie nehmen,“ sagt er, „ein längliches Stück Holz mit einigen kleinen Vertiefungen, in welche ein anderer Stock senkrecht gestellt wird, befeuchten häufig an das obere Ende des letzteren ein Stück Feilrohr, um ihn zu verlängern und besser fassen zu können, nehmen dies zwischen beide flachen Hände und drehen den Stock schnell hin und her. Unter dem horizontalen Stück Holz, worin sich die Spitze des Stoces dreht, liegt Paß von einem gewissen Baume, und dieser wird von anderen Personen festgehalten. Die losgedrehten Spänchen fangen Feuer und entzünden die Bastfäden. Die Wirkung dieses Feuerzeugs, von den Botofuden Noman genannt, ist sicher, kostet aber viel Zeit und Anstrengung; das Umdrehen ermüdet sehr, und oft müssen mehrere dabei einander ablösen. Dieses Feuer-

zeug benützen die meisten Völker Südamerikas. In Guyana werden dicke Zweige eines gewissen Baumes dazu genommen, und man legt in die Grube des unteren Stoces einen fetterigen Kitz, womit manche Ameisenarten ihre Wohnungen ausfüllen. Diesen Funder führen die Indianer nebst den beiden Hölzern stets in einem verschlossenen Stüd Bambusrohr mit sich.“

Unser berühmter Dichter Adalbert von Chamisso hat auf der Weltfahrt, die er an Bord der „Rurik“ ausführte, verschiedene Methoden kennen gelernt, nach denen die Wilden auf den Inseln des großen Oceans Feuer erzeugen. Dieselben laufen sämmtlich auf Reibung von Holz hinaus. Die Meuten hatten die Methode jedoch vervollkommen, indem sie das zu drehende Holzstück mit einer Schnur umwickelten und diese hin und her zogen, wodurch das Holz in äußerst rasche Bewegung versetzt wurde. Chamisso sah, wie auf diese Weise Tauneholz aus Tannenholz in wenigen Minuten Feuer gab, während sonst eine viel längere Zeit erforderlich ist. Noch auf eine andere Weise machten die Meuten Feuer, indem sie nämlich zwei mit Schwefel eingeriebene Steine über trockenem, mit Schwefel bestrichenem Moos zusammen schlugen. — Da die Schwierigkeit, Feuer zu machen, für die wilden Stämme immerhin groß ist, so sind sie eifrig darauf bedacht, das einmal erhaltene Feuer nicht ausgehen zu lassen. Die Tasmanier besaßen Feuer, aber wie Kubock berichtet, wußten sie nicht, auf welche Weise sie es erhalten hatten, daher war es für sie eine Hauptfache, stets Feuerbrände zu unterhalten, und mit diesem wichtigen Amte waren die Frauen betraut. Die Methode, durch Reiben Feuer zu entzünden, war auch bei den Griechen und Römern in der ältesten Zeit im Gebrauch, später aber wurden bei ihnen nur Feuer, die zu heiligen Zwecken brannten, auf diesem Wege entzündet. In der germanischen Urzeit hielt man es nicht anders mit den sogenannten „Nothfeuern“, auch nachdem man die Erzeugung von Feuer durch Stein schlagen schon kannte. Letzteres war bei den Franken im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung längst üblich, allein die Benugung des Feuersteins in kleinen viereckigen Stücken stammt erst aus einer sehr viel jüngerem Zeit. Der Feuerstein, Flintstein, hat sogar seinen Namen dem Schießgewehr übertragen, denn er wurde seit Anfang des sechzehnten Jahrhunderts bei diesem statt der früher üblichen Lunte angewandt. Im gewöhnlichen Leben schlug man mit Stahl gegen den Stein, bis Funken in untergelegten Funder überstrangen. Diese Methode hat sich bei den Landeuten sogar bis in die Mitte des heutigen Jahrhunderts erhalten, ja manche Bauern bedienen sich noch gegenwärtig derselben, um die Pfeife anzuzünden.

Die ersten Versuche, auf chemischem Wege in einfacher Weise Feuer zu entzünden, scheinen in Wien gemacht zu sein, nachdem schon vorher in Paris die Verwendung von Phosphor zu diesem Zwecke in Vorschlag gebracht worden war. Ein gewisser Chancel stellte im Jahre 1812 in Wien ein chemisches Feuerzeug her, bei welchem Holzstückchen, am einen Ende geschwefelt und mit einer Mischung von Kaliumchlorat und Kohrzucker überzogen, mit concentrirter Schwefelsäure benetzt wurden und sich dann entzündeten. Für den allgemeinen Gebrauch waren aber diese Feuerhölzchen viel zu theuer und das Verfahren auch zu unständlich. Die ersten „Streichhölzchen“ kamen anfangs der dreißiger Jahre auf, sie enthielten an der Spitze Schwefel und Kaliumchlorat mit Schwefelantimon und wurden durch Reiben zwischen Sandpapier entzündet. Das war schon ein Fortschritt zum Einfacheren, aber immer noch war die Handhabung unständlich, und nicht selten rieb sich das Zünd-Präparat an der rauhen Papierfläche ab und verpuffte, ohne das Holz zu entzünden. Man verfiel deshalb auf die Benugung des weit leichter entzündlichen Phosphors, und zwar soll es ein österreichischer Techniker gewesen sein, der zuerst ein geschwefeltes Hölzchen an der Spitze mit etwas Phosphor verah und letzteren durch Reibung entzündete. Jedensfalls ist soviel sicher, daß im Jahre 1833 Phosphor-Streichhölzchen in verschiedenen europäischen Staaten gefunden wurden; die Idee der Benugung des Phosphors liegt überhaupt so nahe, daß wahrscheinlich mehrere unabhängig von einander darauf verfallen sind. Selbstverständlich waren die ersten Phosphor-Zündhölzchen noch recht unvollkommen, sie entzündeten sich sehr leicht, und aus den Dosen, in denen sie aufbewahrt wurden, entquollen beim Öffnen phosphorische Dämpfe. Diesen Uebelständen wurde inessen bald abgeholfen, man überzog die Hölzchen mit einer Art von Lack, ersetzte den Schwefel durch Paraffin oder Wachs und stellte auf diese Weise elegante „Salon-Streichhölzchen“ her. Allein ein sehr großer Uebelstand blieb dabei bestehen, nämlich die große Giftigkeit des Phosphors, die sowohl dem Publicum als auch den Arbeitern, welche die Phosphor-Hölzchen herstellten, gefährlich war. Phosphor-Vergiftungen sind in Folge dessen so häufig vorgekommen, daß ein Ermittelungsmittel dieser Art von Zündhölzchen dringend erforderlich wurde. Im Jahre 1847 gelang es dem Chemiker Schrötter endlich, ein solches zu finden, und zwar durch die Entdeckung, daß der gewöhnliche Phosphor durch ein ziemlich einfaches, technisches Verfahren in eine rote Varietät übergeführt werden kann, die nicht giftig ist und sich auch nicht so leicht entzündet als der gelbweiße Phosphor. Dadurch wurde eine vollständige Revolution auf dem Gebiete der Zündhölzchen herbeigeführt. Der rote Phosphor ist nicht ohne weiteres durch Reiben zur Entflammung zu bringen, deshalb wird er mit sehr sauerstoffreichen Körpern in Verbindung gebracht, alsdann genügt sanfte Reibung um die Entflammung herbeizuführen. Das ist das Prinzip der Sicherheits-Zündhölzchen, die in den sogenannten schwedischen Zündhölzchen, welche Lundström in Jönköpung einführte, ihren siegreichen Rundlauf über die Erde gemacht haben. Auch in Deutschland werden vortreffliche Zündhölzchen dieser Art hergestellt, besonders in Augsburg. Die Köpfe dieser Hölzchen bestehen aus einer Masse, welche chlorsaures und chromsaures Kal, Schwefelblei und Tragant zumeist enthält, während die Reibfläche der kleinen Schachteln mit einer Masse bestrichen ist, die aus rothem Phosphor besteht. Um das unangenehme Nachglimmen der Zündhölzchen zu verhindern, werden dieselben mit einer verdünnten Alaun-Lösung getränkt. Die Verdrängung der gefährlichen Phosphor-Zündhölzchen durch die ungefährlichen Sicherheits-Zündhölzchen ist ein überaus segensreicher Fortschritt, eine wirkliche Wohlthat für die Menschheit gewesen, obgleich sie sich, ohne großes Auffehen zu erregen, vollzogen hat. Ob es zukünftig gelingen wird, unsere heutigen Sicherheits-Zündhölzchen durch eine noch einfachere und bequemere Vorrichtung zu verdrängen, ist fraglich, fraglich auch, ob jemals ein „Streichholz der Zukunft“ wesentlich billiger werden könnte, als es die heutigen Zündhölzchen schon sind.

Kochdruck verboten.

### Der Zoologische Garten Berlins in seiner Neugestaltung.

Von Otto Elster.

Mit Original-Illustrationen von Ewald Thiel.

**B**erlin, das steinerne Häusermeer, genießt gerade nicht den besten Ruf als Sommeraufenthalt, und in der That, wenn man im Hochsommer die sonnendurchglühten Straßen des Westens der Millionenstadt durchwandert oder sich in das von einer schweren, dumpfigen Luft erfüllte Gewirr der Straßen im Innern der Stadt wagt, dann legt es sich wie ein Alp auf unsere Brust, und der sehnliche Wunsch wird in uns rege, dieser Gluth und diesem Dunst der Straßen zu entfliehen. „Hinaus in das Grüne!“ ist die Losung Tausender, die tagaus tagein in den Bureaus, in den Magazinen, den Fabriken und Gerichtssälen der Stadt beschäftigt sind. Und in Bezug auf diesen Wunsch ist Berlin besser als sein Ruf. Seine vorzüglichen Verbindungen gestatten auch dem kleinen Mann, Sonntags mit seiner Familie in das Freie zu eilen, seine prächtigen Schmuckplätze, seine öffentlichen Parks und vor allem der königliche Thiergarten bieten täglich Gelegenheiten, nach gethauer Arbeit den Abend in frischer Luft, in

Die Entwicklung des westlichen Theils von Berlin von der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche an, namentlich die Entwicklung der Prachtstraße des Kurfürstendamms, ließ es für den Zoologischen Garten als ein Bedürfnis erscheinen, gerade die Partie dieser Seite des Gartens vollständig neuzugestalten. Denn von dieser Seite kam jetzt der Hauptverkehr, nicht mehr wie früher von der Seite des Thiergartens her. So wurde denn hier in prächtigen, großartigen Anlagen ein neuer Zugang geschaffen, welcher in seiner eigenartigen Schönheit auf jeden Besucher überraschend wirken muß.

Mit der Ausführung dieses Eingangs, sowie des sich daran anschließenden Directions-Gebäudes wurden die Architekten Professor Jaar und Baumeister Bahl, ersterer auch Lehrer am Kunstgewerbe-Museum, beauftragt, die ihre Aufgaben in überaus glücklicher Weise gelöst haben.

Die ganze Anlage ist in echt japanischem Stil gehalten. Kolossale Steinbilder von Elefanten tragen die Säulen des Portals, dessen Dach in hohem Bogen den Eingang überwölbt. Daran schließt sich in eben demselben Stil das Directions-Gebäude, rechts und links von je einem Pavillon flankirt. In dem rechten Pavillon wird die Unfall-Station untergebracht werden, während der linke als Wagenhaus, Wohnung für Wiegemeister und Kutscher dient. In der oberen Etage befinden sich die Wohnungen für die Beamten, denen hier ein schönes und originelles



Neue Café-Halle.

schattigem Grün zu verbringen. Die vornehmere Welt zieht freilich den Sommeraufenthalt an der See und im Gebirge vor, — haben doch zu Anfang der diesjährigen Sommerferien etwa 60 000 Berliner mit Kind und Kegel Berlin verlassen, um draußen an der See oder im Gebirge Erholung zu suchen.

Aber den ganzen Sommer kann man doch nicht auf Reisen sein. Der Mann muß wieder in das Geschäft, die Kinder zur Schule, und die Hausfrau sehnt sich wieder in ihre eigene Häuslichkeit zurück. Der Wunsch jedoch, auch in Berlin im schattigen Grün des Waldes frische Luft zu athmen, vorzüglich den Kleinsten der Kinder die Wohlthat des Aufenthaltes im Freien zu bieten, bleibt bestehen, und da ist es der Zoologische Garten Berlins, welcher hauptsächlich den besser gestellten Kreisen der Gesellschaft einen prächtigen Aufenthalt, einen herrlichen Ersatz für die Sommerfrische bietet.

Von dem Nutzen des Gartens in Bezug auf den Anschauungs-Unterricht unserer Kleinen, von dem Interesse, das die Thiere des Gartens auch dem Erwachsenen bieten, von dem wissenschaftlichen Werth überhaupt, mag hier abgesehen werden. Das ist schon von berufeneren Federn geschildert worden. Uns interessiert hier der Zoologische Garten hauptsächlich als der gesellschaftliche Mittelpunkt Berlins im Sommer, als der beliebteste Ausflugs unserer Damenvwelt, als das Entzücken der Kinder, welche in seinem schattigen Grün jauchzend spielen dürfen, aus dem Sand der Spielplätze Burgen bauen und stolz auf dem gutmüthigen Kameel, dem sanften Ponny oder in den stättlichen Jiegenbockswagen durch die schattigen Alleen des Gartens reiten oder fahren.

Kein anderer öffentlicher Park Berlins entspricht so sehr den Bedingungen eines Sammelplatzes der Gesellschaft, als der Zoologische Garten, und um den Aufenthalt in demselben noch immer anmuthender zu schaffen, hat sich die Direction des Gartens zu einer Neugestaltung entschlossen, welche jetzt der Hauptsache nach fertig gestellt ist.

Heim geschaffen worden ist. Das Erdgeschoss enthält die Geschäftsräume der Direction.

Ganz eigenartig und ungemein freundlich wirkt die Farben-Zusammensetzung bei diesen Gebäuden, sowie das hohe, spitze und weit überfallende Dach und die von Säulen getragenen Veranden. Der Stil des japanischen Hauses ist streng inne gehalten, wenn auch das Gebäude von festerem Material erbaut ist, als die Häuser in Japan mit ihrer leichten Holz-Architektur und den dünnen Papierwänden.

Haben wir das Elefanten-Thor passiert, empfangen uns reizende gärtnerische Anlagen. Die zwanzig Meter breite Allee, in deren Mitte ein breiter Rasenstreifen mit prachtvollen Hortensien- und Lobelien-Beeten läuft, führt uns geradezu auf die sprudelnde Fontaine, deren breitausladender Strahl abends durch die wunderbarsten Licht-Effekte, hervorgerufen durch große Glaslinsen, entzückt, sowie auf den neuerbauten chinesischen Musik-Pavillon, der von der bekannten Bau-Firma Kahjer & v. Groszheim entworfen worden ist.

Der Platz an der Licht-Fontaine ist als ein Stern gedacht, von dem die verschiedenen Alleen ausstrahlen. Drei Haupt-Alleen sind es, welche von hier ausgehen, eine direct nach dem Elefanten-Thor, die andere nach dem Haupt-Restaurant und die dritte



Neuer Musik-Pavillon im russischen Stil.

nach dem Antilopen-Haus. Alle diese Alleen sind durch gärtnerische und künstlerische Anlagen geschmückt, die nach dem Entwurf und unter Leitung des Königl. Thiergarten-Directors Seitner ausgeführt wurden.

Ehe wir uns jedoch zu dem Haupt-Restaurant begeben, von wo fröhliche Musik herüberhallt, wollen wir einen Rundgang durch den Garten selbst machen, der uns manches Neue und Schöne bietet.



Das Directions-Gebäude.



Unfreiwillige Beichte. Nach dem Gemälde von B. Bantier.  
Photographie. Verlag von Georg Neumann in Wiesbaden.

Blatt 10



Herrtha jedoch, in großer Ungebuld, stahl sich aus dem Kreis der Gespielinnen und beobachtete von einem Vorderfenster aus den Stadtweg, gespannt auf den Beschick, den Fabian bringen würde.

Es dauerte eine ziemliche Weile, ehe sich auf der sonnenbeschienenen Straße etwas Lebendes bildete. Endlich aber sah sie einen jungen Herrn auftauchen und auf die Villa zusteuern, den ihre aufgeregte Phantasie sogleich als den neuen Musiklehrer bestimmte. Sie hatte ihn einmal in der Buchhandlung gesehen und sich damals über den schönen, flotten Schnurrbart gewundert, der ihr bei dieser Gattung von Männern etwas ganz fremdes war.

„Er kommt, Mama, er kommt!“ flüsterte sie mit einem schlecht unterdrückten Jauchzer der Mutter ins Ohr. „Er ist schon ganz nahe. Ich habe ihn vom Fenster aus gesehen.“

„Wer kommt?“

„Der Klavierpieler! Der Musiklehrer!“

„Das ist hübsch von ihm! Ich hatte eigentlich gezweifelt! Nun, so will ich ihm entgegen gehen und ihn hintenüber in den Gartenjaal führen, damit Ihr endlich an Eure Kaffeetafel kommt!“

Und mit huldvoller Miene ging sie dem jungen Manne entgegen. Sie war etwas kurzschichtig; aber das entging ihr doch nicht, daß dieser neue Musiklehrer einen recht eleganten Eindruck machte.

„Grüßige Frau, — gestatten Sie, daß ich — — ich komme, obwohl — —“ stotterte der Ankömmling, zweifellos durch den frühen Empfang etwas aus der nur mühsam erungenen Fassung gebracht. Man „überhör“ sich seine Lectio so gern noch einmal auf der Treppe, auch wenn man mit ziemlicher Sicherheit weiß, im entscheidenden Augenblick doch alles vergessen zu haben.

„Bitte, treten Sie nur näher! Meine Tochter hat Sie schon vom Fenster aus kommen sehen!“ sagte die alte Dame und reichte dem jungen Manne die Hand, die dieser sogleich ehrerbietig an seine Lippen führte.

„Der hat ja vorzügliche Formen!“ dachte sie. „Ein hübsches feines und ängstlich noch, weil sie jedenfalls mühsam einstudirt sind. Aber es berührt doch wohlthuend!“ Und laut fuhr sie fort: „Das Kind ist so glücklich, daß Sie gekommen sind, und so schnell vor allen Dingen! Just noch im richtigen Augenblick!“

Der also Empfangene machte ein ziemlich verblüfftes Gesicht. Man mußte ihm eine Nachricht gefandt haben, die ihn nicht mehr angetroffen, wahrscheinlich ein Telegramm. So war seine Abnung doch richtig gewesen.

„O gnädige Frau,“ stammelte er endlich, „Sie ahnen nicht, wie froh ich bin, daß ich mich durch keine Bedenken habe abhalten lassen, — ich wußte es ja, daß Sie nicht — — wenn ich auch auf einen so liebenswürdigen Empfang nicht gerechnet hatte!“

„O, Sie sind doch willkommen. Aber kommen Sie jetzt schnell hier hinten herum; das Kind ist gewiß schon ganz ungeduldig! Wenn Sie mit einer recht hübschen, lustigen Polonaise anfangen wollten! Die Kinder kommen dann zwei und zwei hereingezogen!“

Der junge Mann schien plötzlich wie aus den Wolken gefallen.

„Mit einer Polonaise?“ fragte er erstaunt. „Erlauben Sie, gnädige Frau, aber —“

„Haben Sie keine in den Fingern? Ein so guter Musiker, wie mir Major Hertel erzählt hat?“

„Major Hertel? Ah, — ja, — natürlich, —“ stotterte er. „Nun, Sie können auch einen Marsch wählen. Ganz nach Belieben! Aber, bitte, thun Sie mir jetzt den Gefallen und beginnen Sie. Ich komme in wenigen Minuten wieder und bespreche das Weitere noch mit Ihnen!“

Und damit rauschte sie ziemlich eilig davon, während Herr von Rehna ihr kopfschüttelnd nachschaute. Aber nun weckte ihn plötzlich eine bittende Mädchenstimme aus seinem resultatlosen Grübeln.

„Ach, nun spielen Sie doch endlich, Herr, — Herr Niehus! Nicht war, so heißen Sie doch?“ sagte Herrtha Schlobach und sah ihn mit den schönen, tiefgründigen Augen Ellinor's an.

„Wir warten schon eine Viertelstunde!“

Dieser holden Mahnung konnte er nicht widerstehen. „Sofort soll's losgehen, mein liebes, kleines Fräulein!“ sagte er lächelnd, rückte sich den Klavierstuhl zurecht und ließ die ersten Accorde einer lockenden, freudesprihenden Polonaise erschallen, worauf die munteren, lüchelnden Gesichtchen ihren frohlichen Einzug hielten und sich um die stattliche, prächtig gedeckte Tafel setzten.

Herr von Rehna konnte sich eines Lächelns nicht enthalten, wie er vom Flügel aus dem tapferen Treiben dieses Mädchenkonzerts zusah, dem er, ohne weitere Einwendungen zu erheben, Tafelmusik zum besten gab. Es war eine wunderliche Lage, in die er gerathen; aber vielleicht ebnete ihm dieses lustige Mißverständnis den Weg zum Herzen der Frau Schlobach, und so beschloß er denn, vorläufig den braven Herrn Niehus zu vertreten, bis sich eine Gelegenheit bieten würde, Ellinor zu sprechen.

Die Frau des Hauses hatte nach ihrem Gespräch mit dem vermeintlichen neuen Musiklehrer in der Küche noch ein paar Anweisungen gegeben; jetzt trat sie Fabian auf der Treppe, der mit dem Macaronen-Eis ankam.

„Das ist ein ganz höchnästiger Mensch, dieser neue Musiklehrer!“ berichtete er. „Er hätte keine Zeit, läßt er sagen, und für solche Sachen wäre er überhaupt nicht zu haben! Aber der wahre Grund liegt wo anders. Die Piefede'u, bei der er wohnt, hat's mir verrathen. Er hat seinen schwarzen Anzug verlegt, weil die Moneten glücklich alle waren. Seitdem hat er auch bei Majors abjagen müssen. Aber immer, weil er keine Zeit hat, der große Künstler!“

„Klatsch, lieber Fabian, nichts weiter! Er ist längst da und sieht sehr anständig aus. Allerdings hat er wohl erst nicht kommen wollen, weil Sie's ihm wahrscheinlich nicht in der richtigen Form übermitteln haben. Ich hätte schreiben sollen; das wäre richtiger gewesen. Aber die Hauptsache ist doch, daß

er sich zuguterletzt besonnen hat und einen sehr guten Eindruck macht!“

„So ein Hallunke!“ murmelte Fabian, seiner Herrin nachblickend. „Mich hätte er beinah die Treppe hinunter geworfen, und hier spielt er den sanften Heinrich! Da hört sich doch wahrhaftig alles auf!“

Im Saale herrschte währenddessen eitel Lust und Uebermuth. Rehna intonirte alle möglichen Kinderlieder, und fröhlich stimmte das Völkchen ein. Vom „Männlein“, das „im Walde auf einem Bein“ stand, sprang er über zur klappernden „Mühle am rauschenden Bach“, ließ dann die „treuen Blätter“ des Lannenbaums preisen und schloß hieran die jubelnd aufgenommene Frage, die mit kleinen Mädchen sonst nichts zu thun hat: „Wer will unter die Soldaten?“

Aber sie waren noch nicht bis zum „Pulver“, geschweige denn zur „Kugel schwer“ gekommen, da zeigte sich die Mutter Herrtha's mit allen Zeichen des Entsetzens in der Saalthür und rief in den schallenden Chorus:

„Kinder, Kinder, was für ein Vieh für kleine Mädchen! Was sollen unsere Nachbarn denken?“

Und dem betroffenen aufschauenden Anführer dieser Ovation für den Wehrstand sagte sie, näher tretend:

„Wenn ich bitten darf, spielen Sie keine Soldatenlieder! Es sind doch Mädchen! — Und dann auch heißt ja die Lösung jetzt: Friede auf Erden!“

„Und die Waffen nieder!“ ergänzte die etwas fette Stimme eines jungen Elegants, der von der Hausseite eben eingetreten sein mußte. „Ich bin ganz Ihrer Meinung, gnädige Frau. Es klang wirklich sonderbar, fast wie ein Hohn, gerade in diesem Hause!“

„Verzethen Sie, bitte,“ sagte Rehna mit einem leisen Anflug von Ironie. „Die Melodie kam mir just unter die Finger, ohne daß ich dabei die Absicht gehabt hätte, die kleinen Mädchen zu verführen, Kürassiere oder Garde-Schützen zu werden!“

„Dann bekümmern Sie's auch mit mir zu thun!“ entgegnete lächelnd Frau Schlobach, die ihren offenbar empfindlichen Klavierpieler bei guter Stimmung erhalten wollte. „Wir sind nun einmal Friedensfreunde und kennen nichts Ueberflüssigeres als Infanterie, Cavallerie, Artillerie —“

„Train und andere Massenmörder!“ half der junge Stutzer ein. „Der Train thut keinem Menschen was!“ sagte Rehna trocken. „Uebrigens stehe ich auf einem ganz anderen Standpunkte, trotzdem ich oder gerade weil ich den Frieden so lange wie möglich erhalten sehen möchte. Es ist ein oft citirtes Wort und klingt daher ein hübsches nach Gemeinplatz; aber wahr ist es doch, was im ‚Tell‘ steht:

„Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben, Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt!“

Darum müssen wir auf unserer Hut sein und unser Katver trocken halten, mein ich! Das Heer abschaffen, heiße, das Kind mit dem Bade ausschütten —“

„Wenn's nur die lieben Nationen versuchen wollten! Der Krieg wäre mit einem Male aus der Welt!“ entgegnete hitzig der Gast Madame Schlobach's.

„Genau so wie die Feuersbrünste, wenn wir uns endlich von den kostspieligen Dampfprigen trennen möchten!“ spottete Rehna.

Aber nun zog die Hausfrau ihren Gast aus dem Saale fort, da sie nicht mit Unrecht einen Streit fürchtete, und bat den anderen, die Kinder nicht länger auf die Fortsetzung ihrer Lieder warten zu lassen.

„Arroganter Menich, dieser Klaviertiger!“ gröllte der junge Herr, als sie außer Hörweite waren. „Man sollte sich mit diesen Leuten niemals einlassen. Werden immer gleich dreist! Ich hätte ihn am liebsten an die Luft gepeist!“

„Seien Sie still, Herr Lorenzen, ich bin froh, daß ich ihn habe! Der alte Hagen hat sich die Hand verlegt und im letzten Augenblick abgesetzt; Ellinor hatte Kopfschmerzen und ist deshalb in die Luft hinausgegangen. Er war wirklich unsere Rettung!“

„Kopfschmerzen? Wie ich das bedaure! Hoffentlich kommt sie bald zurück! Ich hätte wohl Neigung, heute das entscheidende Wort zu wagen!“

„Meine Wünsche sind mit Ihnen, lieber Freund! Versuchen Sie's; aber überstürzen Sie nichts. Ellinor ist etwas eigensinnig und nicht ganz so einsichtsvoll, wie man es erwarten könnte!“ erklärte nachdenklich Frau Schlobach. „Uebrigens das Beispiel vom Feuer und den Spritzen war gar nicht so ungeschickt. Es hat mich beinahe betroffen gemacht!“

„So ganz unrecht ist es auch nicht!“ beistimmte Lorenzen, das Banquiers-Söhnlein. „Aber man konnte doch dem vorlauten Menschen nicht gar noch Beifall jollen!“

„Es ist eine schwierige Frage, je mehr man sich mit ihr abgiebt! Ich möchte wohl wissen, wie's in hundert Jahren damit aussieht!“

„Doch sicher ein ganz Theil besser als heute! Wir dürfen nur nicht müde werden in unseren Bestrebungen!“ sagte er salbungsvoll. „Je böhere Waffen die Krupp und Genossen in die Welt setzen, je eindringlicher müssen wir uns an die wirklich Edlen der Menschheit wenden und Freunde unserer herrlichen Idee werben!“

„Das ist ein tapferes Wort, lieber Lorenzen, das Ihrem Empfinden alle Ehre macht. Ellinor müßte blind sein, wenn sie schwanken könnte!“ entgegnete die alte Dame warm und drückte dem Bundesgenossen herzlich die Hand.

Ellinor war unterdessen von ihrem Spaziergang heimgekehrt und hatte den Gartenjaal betreten. Hellmuth von Rehna sah sie kommen, und das Herz schlug ihm höher in der Brust. Sie war also nicht verreist, nicht krank, nicht ausgeladen! Dem Himmel Dank! Ein wenig blaß sah sie aus, aber der leise Schimmer von Roth, der sich dadurch über ihr feines, süßes Mädchen Gesicht verbreitet hatte, ließ sie ihm nur noch schöner und liebenswürdiger erscheinen.

Witten in dem „guten Mond“, der „so stille durch die Abendwolken“ hinzog, brach er ab und setzte mit Weber's prächtiger Preciosa-Melodie „Die Sonn' erwacht!“ ein, und die kleinen Mädchen fielen, etwas verwundert zwar über diesen schnellen Wechsel zwischen Abend und Morgen, tapfer ein und jubelten die frische Melodie wie eine richtige Huldigung heraus.

Ist das Zufall oder Absicht? dachte Ellinor und richtete ihre Blicke unwillkürlich nach dem Spieler am Flügel. So schmeichelhafte Einfälle hatte sie dem alten Hagen auf keinen Fall zugetraut!

Aber das war ja gar nicht der alte Hagen! — Einen Augenblick lang setzte ihr Herzschlag aus vor Schreck, und dann schoß ihr das Blut ins Gesicht bis weit hinauf über die Schläfe und hämmerte ihr in den Ohren und zog einen purpurnen Schleier vor ihre Augen.

„Wie sollst Du mich befragen, Noch Wissens Sorge tragen, Woher ich kam der Fahrt —“

intonirte Rehna übermüthig und lächelte sie verstoßen an. Aber dann sprang er plötzlich auf, ihr zu Hüfte. Denn sie war halb ohnmächtig auf einen Divan gesunken, der nicht weit von ihr stand.

„Schnell ein Glas Wasser!“ befahl er dem alten Fabian, der eben mit einem Berg frischen Kuchens ins Treffen rückte und bei dieser Gelegenheit den „hochnästigen“ Klavierpieler zum ersten Male wieder erblickte.

Ganz erstarrt blieb er stehen, mit der Kuchenschüssel präsentirend, als wäre er Standartenträger bei der Kriegervereins-Parade.

Da reichte Herrtha, die besorgt aufgesprungen war, einen Becher Wasser von der Tafel herüber.

„Hier, Herr Niehus, nehmen Sie dies gleich!“ sagte sie. Und behutsam führte Rehna der Ohnmächtigen das Glas an die Lippen, sie durch die Berührung zum Trinken nöthigend.

„Herr Niehus?“ stammelte Ellinor aufblickend, schlug aber verwirrt die Augen gleich wieder nieder.

„Ganz recht!“ erklärte er lächelnd. „Als Klavierpieler von Profession von Ihrer geehrten Frau Mama engagirt, bis —“

Hier brach er mit einem Blick auf Herrtha und Fabian ab. Herrtha ergänzte den Satz jedoch lustig:

„Bis heute Abend ganz, ganz spät! Das heißt, wenn Du nicht richtig krank wirst, Ellinor!“

„Und Mama es erlaubt!“ fügte Ellinor schwach lächelnd hinzu, während Fabian, immer noch den hülfreichen Klavierpieler anstarrend, in sich hineinbrummte:

„Wenn das der großmäulige Kerl, der Niehus ist, bin ich, Gott straf' mich, der Mattenfänger von Hameln!“

Er konnte es denn auch nicht unterlassen, als er bei der Gebieterin des Hauses vorbeikam, ihr zuzurufen:

„Grüßige Frau, mit dem Herrn Niehus muß irgend was sein! Er kommt mir gar nicht so vor, wie —“

„Ueber Fabian, fangen Sie nicht noch mal an! Sorgen Sie lieber dafür, daß er eine Erfrischung bekommt, wenn die Kinder nachher hinten auf dem Rasen spielen. Und zu Abend legen Sie ein Gouvert für ihn mit an unserer Tafel auf!“

„Sehr wohl!“ antwortete Fabian gekränkt. — „Mir kann's ja recht sein!“ murmelte er hinterher.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Neue Bahnen.

Von Richard Seif.

Mit einer Original-Illustration.

Man kann mit Recht annehmen, daß unter den Völkern Europa's das deutsche am meisten Sinn und Verstand für ein gemüthliches Heim besitzt, ebenso wie die deutsche Frau es vor allen anderen versteht, eine Behausung zum wirklichen Heim zu machen. Allerdings hatte die deutsche Frau bislang auf Form und Farbe der Möbel, auf Farbe und Muster der Boden-, Wand- und Decken-Bekleidungen nur insoweit Einfluß, als sie unter den im Handel gangbaren oder kunstmäßig gefertigten Möbeln, Stoffen, Teppichen, Tapeten u. s. w., ihrem Geschmack und ihrer Eigenart entsprechend, für ihr „Heim“ auswählte. Daß die Frau selbst ihre Möbel entwarf, selbst ihre Bezugstoffe zeichnete und verzierete, daß sie ebenso mit den Wandbekleidungen verfuhr, das war bis vor kurzem unerhört. Fräulein Marie Kirchner in Berlin hat diesen Schritt auch gewagt. Die Berliner Kunst-Ausstellung dieses Jahres zeigt einen nach ihren Entwürfen hergestellten kleinen Salon, aus dem, — wie unsere Abbildung veranschaulicht, — rechts vom Beschauer eine Thür zum Garten führt. Mattes Weiß, helles Blau und stumpfes Ocker gelb vereinigen sich, um den Eindruck des sonnig-Fremdblichen, Hellen hervorzuheben. Den Boden bedeckt ein einfarbiger Teppich aus Läuferstoff in mattem, etwas grau schimmerndem Blau, die Paneele und die Thür-Bekleidungen sind weiß, das Mobiliar theils blau gebeizt, theils weiß lackirt. Das weiße Schränkchen (auf dem Bilde links) ziert blanker Messing-Beschlag, die Polsterung der Stühle (rechts) decken gestricte Bezüge aus gelbem Leinwandstoff. Die Wandfelder wieder sind mit einem hellblauen, etwas ins Stahlgrau überhörschimmernden Leinen-Noiré bespannt, auf den Ranken, Blätter und Blüten gestickt und gemalt sind. Die Portiüren erscheinen oder gelb, mit weissen Kaffertönen bestickt, die Fenstervorhänge rein weiß, ganz glatt und schlicht, die Decke weiß bis auf das große Mittelfeld, das auf zart-blauem Grunde düstige weiße Völkchen zeigt. In der Ecke, welche dem hier abgebildeten Mobiliar gegenüberliegt, laden feingliedrige Stühle und Tische in blaugebeiztem Holze zum Bewellen ein; auf den niedrigen Bankfüßen neben der Gartenthür liegen blaue Kissen, in den Fensterrahmen hängen kleine Etagären für Blumentöpfe und dergleichen, — kurz, man sieht auf den ersten Blick, daß das Zimmer einem Hauptgrundfrage der modernen künstlerischen Zimmer-Einrichtung, nämlich einfach zu sein, vollkommen genügt.

Der erste Eindruck, den dieses Zimmer auf den Besucher macht, ist der des Wohlthunenden, Weiterstimmenden, der sich bald zu dem des Gemüthlichen, Anheimelnden verstärkt. Die Formen des Mobiliars sind zwar modern, von einer bisher noch nicht gesehenen Linienführung, aber nicht „originell um jeden Preis“, wie so manches andere Möbel unseres modernsten Geschmades. Das im Bilde links stehende Schränkchen ist ganz besonders gut gelungen in seinen Thürrändern, die wie Flammenzungen geformt sind und mit ihrer gewellten, glänzenden Fläche das Möbel außerordentlich heben. Das Eck-Mobiliar rechts ist in interessanter Linienführung ganz aus dem einfachen Brett in Sägeschnitt herausgearbeitet. Dies hat namentlich in den Lehnhühlen zu prächtigen Stüden geführt. Ein Bedenken

freilich richtet sich gegen die Armlehnen: diese lösen, mit Kissen und Franzen ausgestatteten Brettchen, die von Messinghaken getragen werden, sind zwar künstlerisch-originell, doch wenig praktisch. Die hellblau gebeizten Möbel sind nicht hochglanz poliert, sondern halbmatt gehalten. Das gilt auch von den gegenüberstehenden, hier nicht abgebildeten Sigmöbeln, interessante Stühle von entzückender Leichtigkeit der Form und Linie, — aus vierkantigen Holzstäben gebogen.

So aber geht das Hingelein der hübschen Broni links wie ein Mühlwert, wenn's auf den Bergen thaut; denn dem Bärbele, der Herzfreundin, darf man's schon sagen, was der Franz vom Bircksteinerhof ihr leipthin beim Brunnen versprochen, damals, wie er als Ureländer dabeim war, von den Garde-Jägern.

„Ich bleib' Dir treu, Broni,“ hat er geflüstert, „und wenn mein Alter Mauerstein' spruch vor Horn! Die Stasi nehm' ich nit, und hätt' sie gleich zehnmal so viel Geld! Du wirst Bircksteinerin und keine andere nit!“

Darauf hat das Bärbele unter ihrem großen Hut hervor schelmisch gelächelt und gefeußt:

„O die Mannsleut! Wenn s' nur Wort halten thäten, die Burschen! Trau' ihm nit zu viel, Broni!“

„Der Franz is treu wie Gold!“

„Den Menschen ins Herz schau'n kann nur der Herrgott! Wistt' nit beichten gehn, Broni? 'leicht sagt Dir der Herr Pfarrer, was recht ist!“

„Strapazir' Di nit, mei gut's Bärbele!“ lacht die Broni ein wenig spöttisch. „Dreimal auf einand' hat's meine Muhm' mir prophezeit beim Fleigiehn in den rauhen Nächten! Das trägt nit!“

„Gott verzeih' Dir die Sünd'!“ sagt erschrocken das Bärbele.

„Glaubst' leicht nit dran?“

„Doch schon!“ giebt sie zögernd zu. „Aber 's soll doch halt arg heidnisch sein! — Geh zum Pfarrer!“

„Ist auch an Mannsleut!“ erklärt die spitzbübische Broni verstockt. Aber dann thut sie plötzlich einen lauten Schrei. Einen Knall hatte es gegeben, fast wie von einer Pistole! Hochwürdens Regenschirm, noch nicht den zehnten Theil so alt, wie der abscheuliche Hornbaum, hatte sich aus Mitleid mit der leichtfertigen Broni lang auf den staubigen Erdboden geworfen, um ihr Plappermäulchen vor weiteren Nichtsnugigkeiten zu warnen. —

Das war eine schöne Suppe, die der alte Horn ihr da eingebracht hatte!

„Herr Du mein Heiland, das wird eine bittere Stund'!“ sagte sie, als sie athemlos unten ankam; denn sie war mit dem Bärbele um die Wette den Kirchberg hinabgelaufen, als sei ihnen dort oben nicht Hochwürden, sondern der mit dem Pferdefuß vor Augen gekommen. „So ein alter Heimtücker, der Horn! 's ist nicht zu glauben! Und das dumme Regenschwammerl hätt' auch früher umfallen können!“

So lohnen's einem die Mädel, armer, opferwilliger Parapluie aus Freiburg! Und nicht bloß in Holderbach, darfst' glauben!

Da hat's der Horn viel besser getroffen, „der alte Heimtücker!“ Denn wie übers Jahr der Franz seine Braut hinausgeführt hat zur Trauung, weil Hochwürden mit dem alten, störrischen Bircksteinerbauer ein gerne Wort zu Gunsten der faubern Broni gesprochen, da ist ein dankbarer Blick aus den blauen Augen des schönen Mädchens an dem grauen Stamm hängen geblieben, und in ihrem Herzen hat's geflüstert: „Hast' gut gemacht damals, du lieber, lieber, alter Brachtbaum!“

### Gewitter und Blitzschlag.

Es ist durch zahlreiche Beobachtungen festgestellt, daß in den letzten Jahrzehnten in Mittel-Europa nicht nur die Zahl der Gewitter bedeutend zugenommen hat, sondern auch die Schäden durch Blitzschlag zahlreicher geworden sind. Man glaubt diese Erscheinung mit der immer mehr um sich greifenden Entwaldung begründen zu können, denn große Waldungen üben eine ausgleichende Wirkung auf die elektrische Spannung in der Atmosphäre aus; wo sie fehlen, steigert sich daher die Neigung zur Gewitterbildung. Solche Blitzschläge jetzt so häufig sind, scheint in der vermehrten Ausbreitung der Metalle seinen Grund zu haben. Bekanntlich sind die Metalle gute Leiter und haben für den zur Entladung gelangten elektrischen Funken eine besondere Anziehungskraft. Nun sind in neuerer Zeit die Metalle, die früher im Schoße der Erde gebettet lagen, in weitaus größeren Mengen als ehemals Tageslicht befördert worden, um als Baumaterial für Brücken, Gebäude, Maschinen, Eisenbahngleise u. s. w. verwendet zu werden. Es ist einleuchtend, daß das Einschlagen der Blitze um so häufiger werden mußte, je mehr metallene Gegenstände auf dem Erdboden sie dazu einladen. Aus ebendenselben Gründe aber haben sich die Metalle auch als ein zuverlässiges Schutzmittel erwiesen: der Blitzableiter pflegt die Gebäude vor dem Blitzschlag zu bewahren, ebenso leiten in großen Städten die Telephon-Drähte den Blitz ab. Man braucht daher nicht allzu fürchtlich zu sein, wenn man sich während des Gewitters in einem Hause befindet; immerhin aber ist es rathsam, sich nicht in der Nähe der Schornsteine aufzuhalten.

da der Blitz seinen Weg durch diese zu nehmen pflegt. Dann halte man sich möglichst in der Mitte des Zimmers auf, wenn sich dort nicht gerade ein Kronleuchter befindet, vermeide die Nähe von Metall und stelle sich nicht unter offene Türen oder in die Nähe von herabfallendem Wasser (Dachrinnen u.). Hohe Bäume bilden einen Schutz für Gebäude, denn der Blitz pflegt eher diese als die Gebäude aufzusuchen. Daraus geht wiederum hervor, daß Menschen, die im Freien von einem Gewitter überfodert werden, niemals unter Bäumen Schutz suchen sollen. Namentlich die Eichen werden sehr häufig vom Blitzschlag getroffen, und besonders solche, die krank und hoch sind. Auf dem Felde bietet jeder erhöhte Gegenstand ein willkommenes Angriffs-Object für den Blitz, umfomehr, wenn in der Nähe eine größere Anzahl Menschen oder Vieh sich befindet, auch werden mit Getreide und Futter angefüllte Scheunen häufiger als andere Gebäude vom Blitz heimgesucht, was seinen Grund in dem Strom feuchter Luft hat, der aus den Scheunen aufsteigt und den Blitz anzieht. Laufen, Reiten und Radfahren während eines Gewitters ist stets gefährlich, dagegen ist noch niemals ein Eisenbahnzug vom Blitzschlag gefährdet worden. Es ist zwar vorgekommen, daß der Blitz einen Eisenbahnzug getroffen hat, aber die Ableitung erfolgte stets gefahrlos, — der Blitz verließ den Zug längs der Schienen.

Merkwürdig ist es, daß der Blitz dort, wo er einmal eingeschlagen hat, häufiger wiederzukehren pflegt. Dies scheint ganz bestimmte örtliche, unter dem Boden befindliche Ursachen zu haben, wahrscheinlich sind es unterirdische Wassermassen, welche den Weg des Blitzes auf die betreffenden Gegenstände richten.

### Redactions-Post.

**Wildebeestige in Breslau.** — Nach Ihrer Beschreibung handelt es sich um den Schützenfisch, *Toxotes jaculator*. Dieser merkwürdige Fisch hat seine Heimat in Java und kommt auch im Bangkokerfluß in Siam häufig vor; er ist grünlichgrau gefärbt und hat etwa die Größe einer Hand. Der Unterkiefer überragt den Oberkiefer und bildet bei geschlossenem Munde das Rohr, durch welches der Fisch seine Geschosse entsendet. Die Schützenfische halten sich fast an der Oberfläche des Wassers auf; man sieht sie nie in größerer Menge beisammen, sondern stets in bestimmten Abständen, die sie wie erfahrene Jäger stets genau einhalten. Lautlos schwimmen sie dahin und suchen mit ihren großen, beweglichen Augen sorgsam die Pflanzen des Ufers nach einer Beute ab. Haben sie eine Fliege oder ein anderes kleines Insect, auf einem Blatte sitzend, erspäht, so schwimmen sie heran, richten das Rohr des Unterkiefers auf das Insect und schleudern einen Wassertropfen mit solcher Heftigkeit auf dieses, daß es vom Wasser herunter geworfen wird und ins Wasser fällt. Mit Blitzgeschwindigkeit schwimmen sie zu der Beute hin und verschlingen sie. Die Fische haben eine so erstaunliche Sicherheit, ihr Geschütz zu richten, daß sie nur höchst selten ihr Ziel verfehlen.

**Junge Abonnentin in Halberstadt.** — Es ist keine Fabel, daß man ein Licht durch eine Mauer ausströmen kann. Allerdings gehören hierzu einige Hilfsmittel, die für Sie aber nicht so gar leicht zu beschaffen sein dürften. Ein Stück Mauer oder ein Backstein werden in ein Gehäuse von eisernen Platten eingeschlossen und die Zwischenräume zwischen Mauer und Eisenplatten luftdicht verklebt; auf beiden Seiten mündet je ein Rohr, sodas beide einander gegenüber stehen und durch den Stein getrennt sind. Stellen Sie nun vor das eine Rohr eine befeuchtete Kerze und blasen in das andere hinein, so wird die Flamme von dem Windzuge bewegt, ja bei entsprechender Stärke ausgeblasen. Verbinden Sie das eine Rohr mit der Gasleitung, so können Sie am anderen Rohr eine Flamme entzünden.



Das Kirschner-Zimmer in der Großen Berliner Kunst-Ausstellung.

Noch ein Wort über die Stiderei, die ganz naturalistisch ist. Ihre Ausführung beruht auf einer Verquickung von Malerei, Aufnäharbeit und Flachstick-Stiderei. Gemalt sind die Stengel und Blätter, in Aufnäharbeit ausgeführt sind die gelben Blumen, z. B. die über der Thür oder die über der Bank (sie kommen, wie alles Gelb, in der Photographie fast schwarz heraus), gestickt, und zwar in Seide, sind die weißen Blumen, z. B. die Kaiserkronen auf Bank und Thürvorhang, oder die weißen Blüten oben in den Wandfeldern. Auch die Glanglichter in den gelben Blüten sind gestickt. Immer ist mit großen, stotten Stichen, vielfach mit Chenille-Fäden gearbeitet.

Das Ganze ist eine vorzügliche Leistung, aus der sich für uns eine bedeutsame Lehre ergibt: die, daß die Frauen dem hier gegebenen Beispiele folgen sollen. Sie können, — dafür ist in dem Zimmer des Fräulein Kirschner der vollgültige Beweis erbracht, — durch richtig geleitete Kunstfertigkeit ihrer Hand den wesentlichen Theil einer Zimmer-Einrichtung sich selbst schaffen. Daß sie selbst entwerfen, ist für die größte Mehrzahl vollkommen ausgeschlossen, denn dazu gehört, wie nicht genug zu betonen ist, neben angeborenem Talent ein jahrelanger, von ernster Arbeit getragener, rein künstlerischer Bildungsgang. Ueber diese Voraussetzungen verfügen die wenigsten; daß man einmal vielleicht gar nicht ungeachtet ein paar Feldblumen nach der Natur zu einem Stid- oder Malmuster verarbeitet hat, ist noch keine Grundlage! Man lasse sich vielmehr für eine Zimmer-Einrichtung, wie wir sie im Auge haben, die Entwürfe von einem geschulten Künstler fertigen und behalte von der Ausführung nur das sich selbst vor, was man wirklich auch schon geübt hat und beherrscht. Alle Tischler- und Tapezierer-Arbeit scheidet damit schon von vornherein aus. Es bleibt noch genug übrig, an dem man seine technischen Fertigkeiten zeigen kann. Dafür hat man aber auch keine Freude, wenn alles zu schönem Ende geführt und ein Zimmer entstanden ist, von dem man mit Stolz sagen kann: „Alles, was hier auf Stoff gemalt und genäht und gestickt ist, das habe ich allein geschaffen!“ Aber nochmals sei wiederholt: immer nur nach künstlerischen Entwürfen und nicht nach mangelhaften Zeichnungen arbeiten! Wohnungs-Einrichtungen sind Aufgaben, die nur ein vielerfahrener, geschulter Künstler eintheilich und schönheitsvoll auszubedenken vermag.

Nachdruck verboten.

### Unfreiwillige Beichte.

Nach dem Gemälde von Benjamin Bantier. — Siehe Seite 125.

Sollt's einer glauben, daß der alte, ehrwürdige Hornbaum, der Jahrhunderte lang vor dem Kirchlein der heiligen Katharina in Holderbach Schildwach gestanden, so abscheulich hat sein können? Hat ihm der Herrgott droben darum seinen Stamm so breit und mächtig wachsen lassen, daß er braven, ahnungslosen Mädchen dahinter Hochwürden, den Herrn Pfarrer, verdeckt, damit der ja nur jedes Wort vernimmt, was die beiden schmucksten Mädel von ganz Holderbach mit einander zu plauschen haben? Ein rechter Heimtücker ist er, der alte Horn, sonst hätt' er wohl dem Gestrengen ein Zweiglein aus Brevier gewetzt und noch eins, bis der weiter hervorgerückt wär und die Weiden sich hätten hüten können! —